

Damit da nicht immer auch diese Sehnsucht ist.

Ich wache auf, weil jemand an meinem T-Shirt zupft. Im Halbschlaf ziehe ich es hoch. Schnell dockt ein kleiner Mund an meiner Brustwarze an. Mutterschiff gefunden, alle on board. Ich schlafe weiter.

Seit wir das Haus kaum mehr verlassen dürfen, schauen das Kind und ich uns jeden Tag die Bäume vor dem Fenster an und beobachten, wie die vielen dünnen, hoch aufragenden Äste beim Knospen zuerst gelb, dann hell- und schließlich sattgrün werden. Mittlerweile kann ich die Sonnenstunden in unserer Wohnung exakt dokumentieren. Im März scheint sie von 07:33 bis 11:07 ins Schlaf- bzw. Wohnzimmer, dann ab 12:45 in die Küche und ins Bad.

Unser morgendlicher Spaziergang zum Biomüll neben dem räumigen Hundeplatz führt an einer Volksschule mit einem pastellgrünen Zaun vorbei. Dahinter ein Magnolienbaum, von dem ich einen Ast abzwicke, damit bei uns zuhause auch der Frühling kommt. Das Kind und ich setzen uns auf eine Bank in der Nähe und beobachten einen in Weiß gekleideten Arbeiter. Er geht ganz langsam in die Knie und streckt einer Taube ebenso langsam seine Hand entgegen, im Mundwinkel klebt ihm eine halb verlöschte Zigarette. Die Farbe an seinen Fingern ist entlang der Falten eintrocknet und zeichnet ein rissiges Netz über seine Hände. Die Taube fliegt weg. Der Ast steht danach auf unserem Küchentisch, aber die Magnolien beginnen bald schon zu welken, sie werden ihre dicken, ledrigen Blätter abwerfen, morgen oder am Tag danach.

Wenn das Kind schläft, lege ich mich manchmal auf den knarrenden Holzboden unserer Küche. Die Sonne schwappt durch die alten Fenster und ich fühle mich wie in einem Aquarium. Das Licht fällt durch die unebenen Glasscheiben und wabert und funkelt an den Wänden. Ich denke an einen See im Norden, der an Spätsommertagen glitzert. Der Geschirrspüler wälzt die gleichen Wassermassen hin und her und brummt anschließend, während darin Teller und Gläser trocknen. Im Badezimmer rauscht es unterlegt von einem rhythmischen Scheppern. Der Reißverschluss einer Jacke wird eine Runde mehr durch die Waschtrommel geschleudert. Noch eine Runde, denke ich und bleibe liegen.

Abends kommt ein neues Geräusch dazu. Zu Beginn war es nur eine sich wiederholende Melodie, die ich – meistens kurz vor dem Einschlafen oder Wachwerden – schlaftrunken im Ohr hatte. Nun höre ich sie jeden Abend. Sie dringt gedämpft durch die Ziegelwand zu

mir, wenn das Kind sich ausgeweint hat und ruhig in meinen Armen eingeschlafen ist, eine Tonabfolge, ein immergleicher Beat. Ich lege das Kind vorsichtig neben mich, lasse meine Hand schwer auf seinem Rücken liegen und versuche die Töne zu fassen: Langsam dahinstolpernde Klavierakkorde weisen mir den Weg, Liedteile tauchen in meinem Kopf auf, aber die Melodie zerfällt immer wieder.

Ich träume, dass ich in einer fremden Stadt mit einer altmodischen Straßenbahn fahre. Alles ist in Grautöne getaucht. Die Menschen sehen aus, als seien sie aus der Zeit gefallen: Die Männer tragen ungewöhnlich gemusterte Hemden und Hosenträger, die Frauen weite Röcke aus einem tweedartigen Material. An einer Straßenecke, vor einem Kino mit einer Neonreklame, treffe ich Marlene. Als ich ihr gegenüberstehe, fällt mir ein, dass ich das Kind zuhause gelassen habe und denke, dass sich das nicht richtig anfühlt. Marlene fragt: *Was soll denn schon passieren?* Und ich überlege fieberhaft, was passieren könnte. Das Kind ist noch ein Säugling und kann sich nicht bewegen, es wird einfach dort liegenbleiben, wo ich es hingelegt habe. Nichts wird passieren. Oder? Ich sitze in einem tristen Café in der Nähe des Busbahnhofs und trinke einen Espresso. Ich merke, wie das Koffein meinen Herzschlag beschleunigt, starre trotzig in den Regen und versuche an nichts zu denken.

Ich wache auf, höre tatsächlich Regen am Fenster und die nicht zu fassende Melodie im Hintergrund und denke, dass Muttersein heißt, ab jetzt immer mit dieser Ambivalenz zu leben. Ich sehne mich nach dem Kind, wenn es nicht da ist, sehne mich nach dem Alleinsein, ist es da.

Doch bin ich für mich, geht mir das Kind nicht aus dem Kopf, ich vermisse das Zucken seiner Augenlider, die umherirrenden Augäpfel, das merkwürdige Engelstächeln, wenn es schläft.

Manchmal denke ich an mein früheres Leben, in dem es möglich war, alles sein zu lassen, mich nicht zuständig zu fühlen, keine Lust zu haben, ewig eine Serie weiterzuschauen, noch ein Bier zu bestellen, sitzen zu bleiben, wenn sie die Läden der Lokale schließen, um nicht zu sehen, wie die zaghafte Morgendämmerung die Nacht schlafen schickt.

Manchmal beschleicht mich der Gedanke, dass es einfacher wäre, sich dem Kind mit Haut und Haar hinzugeben, das Wollen nach dem anderen sein zu lassen und hineinzufallen in diese warme, weiche Oxytocinfalle, in diese braunen Augen, genüsslich ins Netz zu gehen, wie wenn die *Dionaea muscipula* ihre Klappen um ihre Beute schließt und ihrem Fang zärtlich das Leben aussaugt.

Aber das ist ja schon längst passiert.

Greta Egle, geboren 1987 in Wien, arbeitet als Basisbildnerin mit jugendlichen Geflüchteten und gestaltet als Teil der Redaktion *dérive* - Radio für Stadtforschung Sendungen auf Orange 94.0.